

Markus Rieger-Ladich | Rita Casale |
Flora Petrik | Pia Rojahn | Wolfgang Meseth
(Hrsg.)

Rhetorik der Inklusion, Praxis der Exklusion

Selbstbeobachtungen der
Erziehungswissenschaft

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme. Die Beltz Verlagsgruppe behält sich die Nutzung ihrer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-9181-6 Print
ISBN 978-3-7799-9182-3 E-Book (PDF)
ISBN 978-3-7799-9183-0 E-Book (ePub)

1. Auflage 2026

© 2026 Beltz Juventa
Beltz Verlagsgruppe GmbH & Co. KG
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
service@beltz.de
Alle Rechte vorbehalten

Satz: Helmut Rohde, Euskirchen
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag
(ID 15985-2104-1001)
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

*Wir widmen diesen Band Micha Brumlik, der jüngst verstorben ist.
Er war ein Freund des argumentativ ausgetragenen Streits,
der leidenschaftlich geführten Debatte. Gerne hätten wir mit ihm
über die Beiträge dieses Bandes diskutiert.*

Inhalt

Hinter die Kulissen blicken. Über das Wagnis dieses Buches <i>Markus Rieger-Ladich, Rita Casale, Flora Petrik, Pia Rojahn und Wolfgang Meseth</i>	11
I Die Werkzeugkiste inspizieren: Wie sich Ein- und Ausschluss erforschen lassen	
Zurichtung und Ermächtigung im wissenschaftlichen Feld. Praxistheorie als Machtkritik <i>Markus Rieger-Ladich</i>	20
„Zwerge auf den Schultern von Riesen“. Zu Krisen erziehungswissenschaftlicher Wissensordnungen <i>Wolfgang Meseth</i>	36
Das Besondere als Prüfstein des Allgemeinen: Wissenschaftsfreiheit in der Bundesrepublik nach 1945 <i>Rita Casale</i>	51
II Historische Fallstudien: Epistemologie, Institutionen und Organisationen	
Disziplingeschichte als gegenwärtige Vergangenheit. Erziehungswissenschaft und Nationalsozialismus im Spiegel historiographischer Deutungen <i>Anne Rohstock</i>	70
Vom Erinnern und Vergessen. Zum Verrücken der Geschichte der Erziehungswissenschaft nach 1945 <i>Anna-Sophie Kruscha</i>	85
Zur Etablierung feministischer Erziehungswissenschaft <i>Jeannette Windheuser</i>	102
Psychoanalyse und die akademische Pädagogik. Eine Geschichte der Annäherung und Distanzierung von Anfang an <i>Wilfried Datler und Elisabeth Jahn</i>	119

Strukturblind – oder: Was die Erziehungswissenschaft schon immer nicht über Geschlecht wissen wollte
Barbara Rendtorff 136

III Zeitgenössische Fallstudien I: Hegemoniale Diskurse, symbolische Gewaltverhältnisse

Inklusive Exklusion durch akademischen Humanitarismus?
Erfahrungen exilierter Wissenschaftler:innen an deutschen Hochschulen
Yasemin Karakaşoğlu und Betül Yarar 152

Weiße Wissenschaft – oder: Von der Übereinkunft, die Welt falsch zu interpretieren
Arzu Çiçek 167

Rassismuskritik und die Ambivalenz disziplinärer Zugehörigkeit.
Ein Gespräch
Jocelyn Jasmin Dechêne, Jaël In 't Veld, Paul Mecheril und Laura Meyer-Stolte 179

Classism, Racism and Sexism in Elite Universities in the UK
Diane Reay 196

Zusammenhänge und Unterscheidungen von Rassismus- und Antisemitismuskritik in Erziehungswissenschaft und Bildungsarbeit
Astrid Messerschmidt 213

Monströse Reinszenierungen.
Un:Sichtbarkeiten im wissenschaftlichen Show-Business
Simone Müller und Daniela Holzer 227

Who is representing whom?
Über den Anspruch der Repräsentativität in quantitativer Forschung
Markus Sauerwein, Nina Hogrebe und Jana Heer 241

IV Zeitgenössische Fallstudien II: Erziehungswissenschaftler:in werden

Heikle Übergänge.
Wege ins erziehungswissenschaftliche Studium zwischen Ein- und Ausschlüssen
Flora Petrik 258

Promovieren.
Acht Perspektiven auf eine erziehungswissenschaftliche Praktik
Kai Wortmann 273

Zwischen Befreiung und Beschämung: Ein Dialog über das Verhältnis von Theorie, Praxis und Erfahrung in der Hochschullehre
Josephina Stang und Christian Grabau 286

Über Infantilisierung
Pia Rojahn und Mai-Britt Ruff 302

V Kontrastive Beobachtungen: Verwandte Unternehmungen in Nachbardisziplinen

Beständig im Wandel?
Die Geschlechterordnung der (Erziehungs-)Wissenschaft
Sandra Beaufays 320

Auf dem Klassismusauge blind.
Der Diskurs der akademischen Philosophie über ihre eigenen sozialen Ausschlüsse
Jekaterina Markow 332

Klassismus: Ein Tabuthema (in) der Philosophie?
Bastian Ronge 348

Doing Art.School.Differences. Vom Versuch, über klassistische und rassistische Strukturen aufzuklären
Sophie Vögele im Gespräch mit Flora Petrik und Markus Rieger-Ladich 362

Einschlüsse/Ausschlüsse.
Melvin D. Williams' „Ethnographie eines anthropologischen Instituts“ als dichte Beschreibung sozialer Prozesse in der Wissenschaft – oder: Lässt sich die Mikrophysik der Wissenschaft besser in fiktionalen Texten reflektieren?
Thomas Etzemüller 377

Angaben der Autor:innen zu ihren Arbeitsschwerpunkten 391

Doing Art.School.Differences. Vom Versuch, über klassistische und rassistische Strukturen aufzuklären

Sophie Vögele im Gespräch mit Flora Petrik und
Markus Rieger-Ladich

Markus Rieger-Ladich (MRL): Zunächst wäre es interessant, Du würdest die Studie *Art.School.Differences* kurz skizzieren. Könntest Du die zentralen Fragestellungen erläutern?

Sophie Vögele (SV): Die Studie trägt den Namen *Art.School.Differences. Researching Inequalities and Normativities in the Field of Higher Art Education*.¹ Das zentrale Anliegen bestand darin, Prozesse der In- und Exklusion an Schweizerischen Kunsthochschulen festzustellen. Aus verwandten Studien² und einer Vorstudie³ wussten wir, dass nicht alle Studierendengruppen gleichen Zugang zu Kunsthochschulen haben. Wir starteten 2014 und wollten in drei Jahren herausfinden, wie diese Prozesse von Ein- und Ausschluss genau funktionieren.⁴ Einerseits sah das Design vor, eine Ethnografie der drei am Projekt beteiligten Schweizerischen Kunsthochschulen zu machen – der *Zürcher Hochschule der Künste ZHdK* und zwei Kunsthochschulen in Genf; der *Haute École de Musique HEM Genève* und der *Haute École d'Art et de Design HEAD – Genève*. Dazu haben wir eine soziologische Studie durchgeführt mit Interviews von Jury-Mitgliedern, angenommenen sowie abgewiesenen Kandidat:innen; ergänzt wurde dies durch

1 Mehr Informationen zur Studie unter: <https://blog.zhdk.ch/artschooldifferences/> (Abfrage: 29.09.2025).

2 Die Notwendigkeit, diese Studie für die Schweiz durchzuführen ergab sich aus der an der Akademie in Wien durchgeführten *BewerberInnen-Befragung* (Rothmüller 2010) und der Studie *Art for a Few* (Burke/McManus 2009) aus Großbritannien. Partnerprojekte waren *Die Akademie geht in die Schule*: <https://www.akbild.ac.at/de/forschung/projekte/forschungsprojekte/2018/die-akademie-geht-in-die-schule.-gleichere-chancen-durch-interkulturelle-bildung> (Abfrage 30.09.2025) und *WDKA makes a difference*: <https://wdkamakesadifference.com> (Abfrage 30.09.2025).

3 Abrufbar unter: <https://blog.zhdk.ch/artschooldifferences/preliminary-study/> (Abfrage: 29.09.2025).

4 Wir, das sind die Projektinitiatorinnen Carmen Mörsch und Catrin Seefranz. Gemeinsam mit Philippe Saner haben sie das Forschungsdesign entwickelt. Co-geleitet wurde das Projekt von Philippe Saner und Sophie Vögele. Weiter waren Teil des Teams Dora Borer, Maëlle Cornut, Serena O. Dankwa, Pauline Vessely und Emma Wolukau-Wanambwa. Während der ersten Projektphase war Dina Bolokan (ehem. Tina Bopp) beteiligt.

teilnehmende Beobachtungen der Aufnahmeverfahren und die Analyse statistischer Daten. Begleitet wurden diese Erhebungen durch Fallstudien im Design und in der klassischen Musik sowie einer Diskursanalyse zur Adressierung von Studierenden. Zugleich haben wir mit Co-Forschenden in Gruppen zusammengearbeitet, die sich aus Studierenden und Lehrenden aus den drei beteiligten Kunsthochschulen zusammengesetzt und eigene Forschungen zu Fragen von In- und Exklusion an Kunsthochschulen entwickelt und verfolgt haben. Die Co-Forschenden haben aus ihren disziplinären Verankerungen heraus teilweise künstlerisch, teilweise soziologisch oder aktivistisch gearbeitet und dadurch eine weitere, institutionell informierte und komplementäre Perspektive eingebracht. Wir hatten zwei Begleitgremien: Ein *International Advisory Board*⁵ mit international renommierten Vertreter:innen aus der Wissenschaft und ein *Internal Advisory Board*, das aus jeweils einem Mitglied der Hochschulleitung, der Gleichstellungsbeauftragten und einer studentischen Person zusammengesetzt war. Dieser interne Beirat war vielleicht das Einzige, was während der Durchführung der Studie dysfunktional war: Treffen wurden vergessen oder nicht eingehalten und die Sprachbarriere schien zu groß. Die Funktion dieses internen Beirats wäre gewesen, die Hochschulleitungen und wichtige Schnittstellen in den Prozess einzubinden, damit die Umsetzung von Maßnahmen leichter geht.

MRL: Brisant scheint mir auch, wie die Finanzierung von so einem Projekt möglich werden kann.

SV: Die Bedingung zur definitiven Finanzierungszusage der beteiligten Kunsthochschulen war die Beteiligung des *Staatssekretariats für Bildung, Forschung und Innovation SBFI* – zu der es einige Überzeugungsarbeit brauchte, wie mir im Nachhinein berichtet wurde.

Flora Petrik (FP): Das Projekt liegt nun etwa zehn Jahre zurück. 2016 ist der durchaus umfangreiche und sehr erhellende Abschlussbericht erschienen, der sich auch auf eurem Blog einsehen lässt. Was ist für Dich – nun auf das Projekt zurückblickend – einer der zentralen Befunde eurer Studie?

SV: Ein Resultat war, dass während des Aufnahmeverfahrens nicht explizit bestimmte Kandidat:innen ausgeschlossen werden, sondern ganz bestimmte Kandidat:innen ausgewählt und damit *eingeschlossen* werden. Ausschluss passiert also über Einschluss und erst in einem zweiten Moment. Dies hat mit den weichen, offenen Kriterien und der gleichzeitigen Begrenzung von Studienplätzen

5 Der Beirat setzte sich zusammen aus Nana Adusei-Poku, Marie Buscatto, Jackie McManus, Olivier Moeschler, Ruth Sonderegger, Melissa Steyn, und Ulf Wuggenig. Mehr Informationen unter: <https://blog.zhdk.ch/artschooldifferences/en/beirat/> (Abfrage: 30.09.2025).

zu tun. Die Studienplätze sind insbesondere aus politischen und wirtschaftlichen Gründen begrenzt. Dieser Zwang zur Auswahl definiert, was ausgewählt und eingeschlossen werden soll. Undefiniert bleibt, wer nicht dazugehört. Dort gibt es eine Lücke, ein explizites Nicht-Nachdenken über das, was *nicht* Teil ist und auch nicht Teil sein soll von der Hochschule.

Für Aufsehen hat auch unsere Auswertung der Internationalisierungsstrategie der drei beteiligten Hochschulen gesorgt. Diese wurde zur Zeit der Studierendendurchführung von allen drei Kunsthochschulen sehr gefördert. Durch eine Kreuzung mit qualitativen und quantitativen Daten haben wir herausgefunden, dass Klassismus durch die Internationalisierung noch viel stärker geworden ist und dass dies mit dem Fehlen von Studierenden aus zweiter und dritter Generation bestimmter migrantischer Gruppen einhergeht.

MRL: Wenn ich da vielleicht nachfragen darf, es gibt in unserem Band zwei Beiträge zum Klassismus in der Philosophie. Wie sieht denn nun der Klassismus in der Kunsthochschule aus? Wo zeigt er sich?

SV: Um Zugang zum Kunststudium zu haben, ist ein sozialer Hintergrund aus der Mittel- bis Oberschicht und weiße *Swissness* oder eine kosmopolitane Internationalität mit privilegierter Herkunft nötig. Die institutionalisierte Art des Lehrens und Lernens ist auf Studierende ausgerichtet, die die lokale Sprache, Abläufe und die Kultur kennen. In diesem Umfeld aus weniger privilegierten Verhältnissen zu stammen, macht das Studieren und Verbleiben in der Institution für betroffene Studierende schier unmöglich. Um es klar zu sagen: Die Kunsthochschule ist ein *weisser* Raum mit gesunden, leistungsfähigen, scheinbar heteronormativen Körpern aus privilegierten Verhältnissen. Da ist in erster Linie Klassismus am Werk, der sich in seiner intersektionalen Beziehung mit Rassismus, Ableismus und Sexismus entfaltet (vgl. Markow und Ronge in diesem Band).

FP: Hier würde ich gerne einhaken und nach konkretem „Material“ aus dem Projekt fragen. Kannst Du vielleicht ein paar Beispiele nennen oder Erinnerungen an solche Prozesse, bei denen klassistischer, ableistischer und rassistischer Ausschluss deutlich geworden ist?

SV: In Bezug auf Klassismus denke ich an zwei markante Situationen. Die eine war eine studentische Person aus dem Design, die ihr Studium selbst finanzieren musste. Sie hatte die Aufnahmeprüfungen über den Zugang *sur dossier* erhalten und erzählte uns, wie herausfordernd es ist, das Curriculum zu bewältigen und gleichzeitig Geld zu verdienen. Sie müsse sich als einzige das Essen selbst einkaufen. Dabei bemerkte sie, im Vergleich zu ihren Mitstudierenden, nicht normal zu sein. Sie hat die Feststellung, dass *sie* nicht normal sei, im Gespräch mehrmals wiederholt. Dies zeigt, wie sehr sie den Klassismus bereits verinnerlicht hat. Die

andere Situation betrifft ein Interview mit einer Dozierenden aus der klassischen Musik. Sie erklärte mir, dass sie Probestunden unterrichtet und schon nach dem Eintreten der Person – also nach den ersten drei Sekunden – sicher wisse, ob das eine mögliche Kandidat:in sei. Einfach aufgrund des Blickaustauschs oder der Art, die Hand zu reichen! Während dieses Interviews wurde deutlich, dass die Dozentin mir diese Situationen nicht so beschrieben hätte, hätte sie nicht meinen eigenen Habitus als ihrem eigenen nahestehend interpretiert. Das macht deutlich, wie sehr die Positionalitäten von meinem Co-Forscher Philippe Saner und mir als weiße, cis-geschlechtliche, schweizerische, mehrsprachige, aus dem Mittelstand, etwas kosmopolitan angehauchte Personen mit unterschiedlichen Expertisen es erst überhaupt ermöglicht haben, dass wir diese Studie gemeinsam leiten konnten. Wären wir ein bisschen schräger drin, also weiter weg von der Normativität der Kunsthochschule, dann hätten wir das kaum zu Ende gekriegt.

FP: Haben Philippe Saner und Du dabei auch Unterschiede entlang der Fakultäten wahrgenommen? Oder würdest Du sagen, diese subtilen Mechanismen der Exklusion haben sich in allen von Euch untersuchten Fächern gleichermaßen gezeigt?

SV: Am deutlichsten waren klassistische und rassistische Aussagen in den Interviews von Dozierenden aus dem Bereich der klassischen Musik. Diese haben wir in unserem Schlussbericht (Saner/Vögele/Vessely 2016) teilweise auch abgedruckt. Das hat bei den Hochschulleitungen zu Unverständnis geführt. Sie konnten sich nicht vorstellen, dass ihre eigenen Dozierenden das tatsächlich gesagt hatten und behauptet, das könne nicht stimmen. Ich möchte allerdings betonen, dass wir nicht mit dem Finger auf die klassische Musik zeigen sollten. Das wäre zu einfach. Aus unseren Erhebungen wird deutlich, dass die Aussagen aus der klassischen Musik nur das aussprechen, was alle Departemente prägt, auch wenn es hier weniger deutlich artikuliert wird. Genauso wenig kann mit dem Finger auf die Kunsthochschulen gezeigt werden: Die Notwendigkeit eines Aufnahmeverfahrens mit weichen Kriterien und einer beschränkten Anzahl von Plätzen macht lediglich etwas besonders sichtbar, was in anderen tertiären Bildungsinstitutionen meist verdeckt bleibt.

MRL: Wenn man so diese Schilderung von Dir hört, denkt man: Sehr bemerkenswert, dass die Kunst- und Musikhochschulen der Durchführung einer solchen Studie zugestimmt haben, oder nicht? Wie schätzt Du das ein: Wollten sie wirklich mehr über diese Exklusionsprozesse in Erfahrung bringen und waren dankbar, dass ihr auf sie zugekommen seid? Oder war das von Anfang an eine heikle Angelegenheit?

SV: Es war tatsächlich eine heikle Angelegenheit. Die Hochschulleitungen haben völlig unterschätzt, wie groß und vielschichtig das Thema ist. Außerdem haben sie sich vorgestellt, zum Schluss eine Art Ranking der Schulen zu erhalten – also wer weniger exkludiert, ob Zürich oder Genf. Einen solchen Vergleich hatten wir nie angestrebt, das wäre auch kaum möglich gewesen. Darüber hinaus sind die Kunsthochschulleitungen ihrem eigenen Exzellenz-Diskurs verfallen. Sie haben sich augenscheinlich vorgestellt, dass sie durch unsere Forschung Mechanismen in Erfahrung bringen, die es ihnen erlauben werden, die noch besseren, innovativeren, und exzellenteren Köpfe zu kriegen. Dieses Narrativ konstruiert unter Anderem den Künstler als männlich-bürgerliches Genie. Sie haben also immer noch an all diese Dinge geglaubt, die eigentlich längst dekonstruiert sind.

MRL: Du hattest bei unserem Vorgespräch schon erwähnt, dass von den Mitgliedern der Hochschulleitungen Privilegien kaum einmal zum Gegenstand gemacht werden. Hattest Du denn den Eindruck, es gibt schon ein gewisses Gespür dafür, dass diese Auswahlverfahren vielleicht nicht so ganz fair laufen? Also gab es vielleicht einen Anfangsverdacht bei den Hochschulleitungen? Oder war das Selbstbild: Wir suchen einfach die Besten aus und wollen jetzt von euch Support bekommen, um dabei noch besser zu werden?

SV: Ich gehe davon aus, es war nur Letzteres. Es gab keinerlei Selbstkritik. Sie haben offensichtlich ganz andere Resultate erwartet. Hervorzuheben ist allerdings, dass dies in erster Linie auf die Hochschulleitungen zutrifft. Die Dozierenden aus den Jury-Kommissionen haben wiederholt eingeräumt, dass sie Exzellenz nicht in einem Aufnahmeverfahren feststellen können. Aber auch sie fanden die Verfahren nicht unfair.

Du hast gefragt, warum die Kunsthochschulen überhaupt einer Finanzierung zugestimmt haben. Ich habe oft darüber nachgedacht. Meiner Ansicht nach hängt das stark mit dem Selbstverständnis der Kunst oder Kunsthochschule zusammen. Da gibt es die Exzellenz, mit der auch geworben wird und über die die Beschränkung der Anzahl der Studienplätze legitimiert wird. Und dann gibt es auch den Selbstanspruch, offen, neu, innovativ und neugierig zu sein. Beide Diskurse schwingen ständig mit. Und überlagern sich (vgl. Müller/Holzer in diesem Band). Diese Gleichzeitigkeit im Feld der Kunst scheint mir sehr wichtig: Oft werden sie im gleichen Satz aufgerufen, aber die Leute merken nicht, wie widersprüchlich die Diskurse sind. Sie haben sich schon daran gewöhnt. Aber immerhin: Diese Widersprüchlichkeit erlaubt kleine Öffnungen, kleine Verschiebungen, durch die interveniert werden oder an eine versprochene Offenheit appelliert werden kann.

MRL: Wundert mich eigentlich nicht. Wenn man sich die Homepages anschaut und die Leitbilder, gerieren sich Kunsthochschulen häufig als eine Art Avantgarde, die über Diversität und Inklusion sehr wortreich sprechen. Umso schmerzhafter

muss doch die Konfrontation mit Euren Forschungsergebnissen gewesen sein, oder? Wann wurde denn den Hochschulleitungen klar, dass es da eine Spannung gibt zwischen diesen beiden Diskursen?

SV: Ich glaube, den Hochschulleitungen ist überhaupt nichts klar geworden. Das hat wohl mit der *institutionellen Normativität* zu tun, die wir freilegen konnten. Diesen Begriff verwenden wir in Anlehnung an die von Sara Ahmed beschriebene *institutional whiteness* (Ahmed et al. 2006). Die institutionelle Normativität von Schweizerischen Kunsthochschulen ist eine strukturell und institutionell begünstigte Unkenntnis von Privilegien, die sich aus der Zugehörigkeit zu einer begünstigten Gruppe ergibt. Sie sichert die bestehenden Machtverhältnisse im Feld und normalisiert sie so weit, dass Ausgeschlossene unsichtbar werden und sich eine bestehende Norm kontinuierlich reproduziert und bestätigt, wenn auch meist stillschweigend, unreflektiert und oftmals im Unwissen. Institutionelle Normativität ist durchaus ein aktiver Prozess. Teil davon ist, dass sie ständig daran arbeitet, sich selbst und ihre Widersprüche zu verschleiern – und damit auch die Prozesse der Normalisierung und der Exklusion. Die Hochschulleitungen haben das wohl auch deshalb nicht verstanden, weil sie wenig Interesse daran erkennen ließen, sich mit unseren Forschungsergebnissen auseinanderzusetzen. Sie haben spätestens dann aufgehört, uns zuzuhören, als wir anfangen, sexistische, rassistische, ableistische und vor allem klassistische Prozesse im Auswahlverfahren konkret zu benennen.

MRL: Man könnte ja sagen, ein Gegenbegriff zu Normativität wäre Neutralität. Viele würden doch wahrscheinlich erst mal sagen, Normativität ist eine gute Sache. Warum sollte man daran Anstoß nehmen?

SV: Eine häufige Rückmeldung während der Projektlaufzeit und auch noch danach war, dass es doch die Pflicht der Hochschulen sei, exzellent und in der Folge auch ausschließend zu sein. Wir haben argumentiert, dass die Bildungsinstitution öffentlich ist und wir deshalb über deren Demokratisierung nachdenken müssen und verstehen wollen, was es heißt, wenn Bildung für alle zugänglich sein soll. Die Haltung der Hochschulleitungen, normativ sein zu wollen, war sehr defensiv und kam erst auf, als den Forschungsergebnissen nicht mehr richtig widersprochen werden konnte. Wir haben das zur Diskussion gestellt: Ist es der Ausrichtung auf extreme Exzellenz geschuldet, dass die Kunsthochschulen ausschließend und normativ sind? Dann wäre es aber notwendig, das auszuweisen: Beschreibt das auf euren Webseiten, macht eure entsprechenden Aufnahmekriterien transparent! Aber diese Widersprüchlichkeit hat sich nie aufgelöst.

MRL: Man könnte doch annehmen, dass es in einer gewissen Hinsicht entlastend ist, von Prozessen und Strukturen zu sprechen. Ihr habt keine Intentionalität unterstellt, keine Namen genannt. Da könnte eine Hochschulleitung sagen: „Okay, dann lasst uns unabhängig von Personen erst mal über diese Strukturen nachdenken.“ Das könnte eigentlich ein Angebot sein. Aber so ist es nicht wahrgenommen worden, richtig?

SV: Ein solches Angebot ist nicht angenommen worden, obwohl ich vor allem im Anschluss an die Studie mehrmals Initiativen dazu ergriffen habe. Aus meiner forschenden Perspektive heraus habe ich diesen Widerstand nicht verstanden. Es wurde sogar gesagt, dass die Studie, die Studienresultate und damit auch die in der Forschung involvierten Personen *institutionsfeindlich* seien, also schädlich für die Institution. Aus einem informellen Hinweis wurde deutlich, dass die Hochschulleitungen insbesondere die Kritik an der Internationalisierungsstrategie nicht nachvollziehen konnten. Auch, dass wir die „Diversität“ aufgrund der vielen unterschiedlichen Nationalitäten der Studierenden nicht eigens hervorgehoben hatten.

FP: Besonders interessant finde ich, dass dieses Projekt nicht nur zeigt, welche Prozesse an sozialem Ein- und Ausschluss, an Aufnahmeverfahren oder an dem Zugang zu Kunsthochschulen beteiligt sind. Sondern auch, welche Prozesse am Werk sind, wenn es um den Umgang mit Kritik an diesen Verfahren geht. Also ich lerne aus Deinen Ausführungen sehr viel über die Umgangsweisen der Hochschulleitungen damit. Diesen Nest-Beschmutzer:innen-Diskurs finde ich total spannend und wollte Dich bitten, noch ein bisschen mehr darüber zu erzählen. Was heißt es, in einer Institution zu arbeiten und zu eben dieser Institution kritisch zu forschen? Was wird da sichtbar, was bleibt einem aber auch vielleicht verstellt und welche Möglichkeiten, das weiter zu erforschen, werden vielleicht auch verhindert?

SV: Diese Frage ist sehr wichtig. Nach Abschluss der Studie zeigte sich, dass die Reaktionen wichtige Erkenntnisse zu unserer Forschungsfrage beisteuerten. So wurde deutlich, dass die Hochschulleitungen kein Interesse mehr daran hatten, alle an der Forschung Beteiligten noch länger an der Hochschule zu haben. Es ist auch meinen wissenschaftlichen Überzeugungen geschuldet, dass ich dagegenhalten habe, dass ich an der Institution geblieben bin und gewerkschaftlich meinen Rauswurf verhindert habe. Allerdings war ich in dieser Zeit sehr eingeschränkt, da mir von Seiten der Hochschulleitung ein informell-mündliches Forschungsverbot ausgesprochen worden war und darüber hinaus auch weitere, legal nicht konforme, Restriktionen. In einer solchen Situation wird deutlich, wie groß und mächtig die Institutionen sind, wenn sie sich mit dem ganzen Gewicht und ihrer ganzen Macht einsetzen. Wenn also etwa der Rektor der

ZHdK persönlich anweist, dass das Stichwort *Art.School.Differences* nicht mehr benutzt werden dürfe. Auch heute noch hallt das nach, obwohl Rektor wie auch der Departementsleiter mittlerweile nicht mehr auf ihren Posten sind.

MRL: Meine Frage wäre jetzt gewesen, von wem der Widerstand kam. Nehmen wir mal an, er wäre von den beiden Hochschulen aus Genf gekommen. Habt ihr einen Rückhalt vermisst? Von wem hätte der kommen können? Der könnte von dem Ministerium kommen können, aber auch von eurer eigenen Hochschule. Aber da war der Widerstand am stärksten, oder?

SV: Ja, bei den Hochschulen war der Widerstand am stärksten, und zwar bei allen dreien. Der Vorwurf war der der Ideologie und des unsauberen methodischen Vorgehens – was beides aus wissenschaftlicher Perspektive nicht haltbar ist.⁶ Ich selbst war an allen drei Hochschulen eine *persona non grata*, wurde auch von meiner eigenen Hochschule nicht geschützt. Ich habe persönliche Anfeindungen erlebt, obwohl mich der Rektor gar nicht kannte und der ausführende Departementsleiter kaum.

MRL: Du hattest also den Eindruck, allein gelassen zu werden in diesem Konflikt?

SV: Ja und nein. Ich hatte ein starkes Team von Kolleg:innen, das hat mich getragen. Je höher in der hierarchischen Position, je weniger Unterstützung oder Solidarität erlebte ich. Ich wurde gemieden. Während dieser Zeit wurde ich immer wieder auf die Erkenntnisse aus *Art.School.Differences* zurückgeworfen: Was ich erlebte, entsprach genau der Funktionsweise von institutioneller Normativität. Was mich vor allem getragen hat, waren die Forschungserkenntnisse selbst. Ich hatte als Co-Leiterin dieser Studie die Verantwortung, diesen gerecht zu werden. Und dafür musste ich in diesem Raum und an der Institution bleiben. Ich wollte weiterhin mir selbst gegenüber ehrlich sein können und auf meinem auf Forschung basierten Wissen aufbauen.

MRL: Vielleicht schilderst Du das Abschluss-symposium im November 2016 einmal. Ich habe damals auch Teil genommen – und es war von Anfang an zu spüren, dass hier eine ganz andere Atmosphäre im Raum ist. Nicht selten ist es so: Wird ein großes Projekt abgeschlossen, freuen sich alle schon auf die Canapés, nicken vorher noch drei Grußworte und zwei PowerPoint-Präsentationen ab. Aber hier war es völlig anders. Wie hast Du sie erlebt, diese Abschlusskonferenz?

⁶ Die Stellungnahmen der Hochschulleitungen sowie eine Meta-Stellungnahme des *International Advisory Board* sind abrufbar unter: <https://blog.zhdk.ch/artschooldifferences/schlussbericht/> (Abfrage: 30.09.2025).

SV: Ja, das war tatsächlich unglaublich. Mir wurde klar, dass wir einen zentralen Ort in diesem sehr repräsentativen Gebäude anders besetzt haben, wir haben ihn gewissermaßen „umgedreht“. Ein Anliegen dieser Abschlusskonferenz bestand darin, auch den Hochschulleitungen und damit den Institutionen selbst Raum zu geben: Wir sind alle im gleichen Boot und müssen diese Fragen gemeinsam angehen – so hatten wir uns das gedacht.⁷ Aber schon bald zeigte sich, dass die Vertreter:innen der Hochschulleitung sich davon total in die Enge getrieben wähten. Es war klar erkennbar, dass sich gewisse Hochschulleitungsmitglieder auf der Bühne wanden, sie blickten nicht in das Publikum, hatten einfach keine Argumente mehr. Sie waren der Situation offenkundig nicht gewachsen – und hatten unterschätzt, wie brisant dieses Thema ist und wie viel Expertise und auch gelebte Erfahrungen es über die Studie hinaus dazu schon gibt. Diese war im Raum sehr präsent, spürbar – das war sehr *powerful*.

MRL: In einem Papier, das Du mal verfasst hast, sprichst Du vom Verschleiern. Das wird ja aktiv betrieben. Dazu vielleicht eine Mini-Anekdote von Peggy McIntosh, der wir in der Diskussion über Privilegien viel verdanken. In einem Interview führte sie einmal aus, dass sie an ihrem College sehr nette, kluge männliche Kollegen hatte, mit denen sie sehr gut zurechtkam. Aber sobald es um Geschlecht als Kategorie ging und darum, feministische Texte in das Curriculum aufzunehmen, verweigerten sie sich. Es gab eine richtige Bockigkeit, eine Trothaltung. Was sie meinte: Etwas intellektuell einzusehen, aber sich trotzdem dagegen zu sträuben. Daran musste ich denken, als Du die Reaktion der Hochschulleitungen beschriebst. Es klingt, als hätten sie die Kritik schon verstanden, aber sie verweigern sich dennoch. Würdest Du das als treffend beschreiben?

SV: Ja, unbedingt. Lückenhaftigkeit oder Verschleierung, Ignoranz, das ist für die institutionelle Normativität zentral (vgl. Çiçek und Rendtorff in diesem Band). Sie ist produziert, hergestellt, und gewählt. Mir ist es ein großes Anliegen, mit mir selbst und auch mit meinen Kolleg:innen, streng zu sein: Wir tragen alle eine Verantwortung. Also nicht nur die Hochschulleitung, sondern wir alle haben die Verantwortung, uns den Prozessen der Verschleierung zu stellen und uns dagegen zu wehren. Alles, was wir versuchen zu verschieben oder anders zu tun, ist mit sehr hohem Aufwand verbunden. Es wird immer wieder im Sinne einer institutionellen Normativität strukturiert und so wird die ausschließende Strukturierung der Räume von allen getragen und reproduziert sich scheinbar ganz von alleine.

⁷ Die Finanzierungszusage des SBFi erfolgte mit der Auflage, aufgrund der Forschungserkenntnisse Empfehlungen zu formulieren.

MRL: Würdest Du sagen, bei Studierenden gibt es auch eine gewisse Komplizenschaft? Bei der Aufklärung sexualisierter Gewalt an der Odenwaldschule gab es dieses Phänomen. Als der erste Betroffene an die Öffentlichkeit ging und dann auch seine ehemaligen Mitschüler ansprach, hätte man ja erwarten können, dass er dort auf Solidarität trifft. Aber das war nicht der Fall. Die meisten wollten das nicht hören. Sie wollten sich die Erinnerungen und das Renommee an dieser Schule nicht kaputt machen lassen.

SV: Ja. Das Renommee ist ein wertvolles Kapital, das haben wir auch unter den Studierenden festgestellt. Das ist auch ein sehr wichtiges Resultat unserer Studie. Mitglied des externen Beirats, Jackie McManus, hatte uns in Bezug auf die Involvierung von Studierenden als Jury-Mitglieder in die Aufnahmeverfahren zur Vorsicht gemahnt. Sie hatte uns darauf hingewiesen, dass Studierende keineswegs weniger diskriminierend sind als Dozierende – im Gegenteil. Außerdem hatte sie aus eigener Erfahrung vorhersagen können, dass unsere Studie auf beträchtlichen Widerstand treffen würde und dass man versuchen würde, sie über die Kritik der Methoden zu delegitimieren. *It's always the methods*.

MRL: Wenn Du zurückblickst, was könnte man jetzt daraus lernen? Würdest Du sagen, ihr hättet die Studie schlauer anlegen können und dann wäre es nicht dazu gekommen? Oder würdest Du sagen: Nein, im Zweifel ist genau das das Ergebnis. Sie war gut angelegt, sie hat den Finger in die Wunde gelegt und hat genau diese Reaktion provoziert. Man hätte sich vielleicht mehr Lernfähigkeit erwünscht, aber das ist dann der Testfall gewesen. Das war der Lackmustest.

SV: Ich glaube, das Einzige, was wir hätten machen können, ist der Studie ein Kapitel voranzustellen, das den drei Rektoren gewidmet ist und sie für ihre Leistungen rühmt. Ich habe unterschätzt, wie groß dieses Begehren nach Bestätigung und Lob von Seiten der Rektoren ist. Ansonsten ist es so, wie Du sagst: Im Zweifel ist es genau das Ergebnis.

Wir werden auch regelmäßig gefragt, ob wir nicht die Untersuchung nochmals machen möchten und was sich wohl alles seit Studienabschluss verändert hat. Dass wir voraussichtlich in den großen Linien genau das gleiche rauskriegen würden, zeigt die Arbeit von Julian Pavesi, die er im Herbst 2024 während seines ersten Studiensemester im Studienprogramm der Art Education an der ZHdK durchgeführt hat. Er interessierte sich für Normativität und hat, inspiriert von *Art.School.Differences*, spezifisch die ZHdK-Normativität befragt. Er hatte dazu an einem zentralen Ort im Toni Areal eine riesige Tabelle an die Wand gekleistert und alle Studierenden aufgefordert, eine ZHdK-Normativität gemeinsam zu sehen, zu kritisieren und Handlungen zu entwickeln, die auf gerechtere Strukturen hinarbeiten. In der Tabelle waren unterschiedliche Fragen zu Demografie, Mechanismen, Identifikation von Problemen, Gegenstrategien und Metaphern

gestellt. Sein Ausgangspunkt war zu fragen, ob die Lesenden nicht auch das Gefühl einer Normativität hätten und wenn dieser nicht entsprochen werde, es sich immer etwas fremd und als Gäst:in anfühlen würde.

Diese Arbeit war für mich sehr einschneidend. Nicht nur verstand ich, wie zentral es ist, in und mit der Lehre die Studie und Studienresultate zu thematisieren – auch wenn gewisse Studierende teilweise mit Abwehr reagieren. Nahezu schockierend war es, dass die Antworten in der Tabelle fast eins zu eins unsere Studienresultate, die schon seit Ende 2016 vorliegen, wiederholt haben. Besonders mitgenommen hat mich ein Kommentar eines ZHdK-Mitarbeiters mit einem großen Verantwortungsbereich, auf den die Studierenden für ihre Diplomausstellungen angewiesen sind. Er wies darauf hin, wie erschreckend es sei, wie viele Studierende mit rigiden Vorstellungen ankämen und wie toll es andererseits sei, dass die Hochschule die Themen der Studierenden wie Rassismus, Nachhaltigkeit, Identität und Inklusion aufnehme. Entrüstet und verzweifelt hat mich, als ich von Julian Pavesi erfuhr, dass dieselbe Person ihm informell die Rückmeldung gab, dass eine solche Aktion wie seine der Hochschule schaden würde und ihm auch mit der Hochschulleitung und dem Hinweis auf persönliche Abhängigkeit drohte. Es war wie ein Schnelldurchlauf meiner eigenen Erfahrungen. So treffend und in der Wiederholung fast genial wie niederschmetternd und gewaltförmig. Auch Julian war in Sorge, dass er durch dieses Projekt sein Recht auf das Studieren verwirkt haben könnte.

FP: Ich finde, was Du schilderst, diese Beharrlichkeit der Umstände, total frustrierend und beunruhigend. Und gleichzeitig habe ich mich gerade gefragt, wie es denn passieren kann, dass es trotz all dieser Reproduktion und dem Gefühl, ständig gegen Wände zu laufen, dann aber doch zu solchen Verschiebungen kommen kann, zum Beispiel zu diesem Projekt. Denn ich würde *Art.School.Differences* schon als eine mögliche Verschiebung wahrnehmen. Wie kam es denn dazu? War es bloß einem glücklichen Zufall geschuldet, einer günstigen Konstellation, dass da plötzlich Forscher:innen mit einem kritischen Blick und der passenden Positionalität aufeinandertreffen? Also – es scheint doch eine Nische zu geben. Wie siehst Du das? Gibt es da Möglichkeitsräume vielleicht auch innerhalb dieser sehr mächtigen, schweren Institutionen?

SV: Ja. Ich glaube, es gibt immer Möglichkeiten und Räume, wenn wir den Mut, die Kraft und die Ressourcen haben, sie uns auch zu nehmen, sie anzueignen. Strategisches Geschick braucht es auch. Wir müssen es alle weiter versuchen, überall, und in ganz unterschiedlichen Weisen. Die Hochschulen helfen dabei nicht. Dennoch müssen wir diese Studie und die Studienresultate besprechen. Wichtig dabei ist zu verstehen, dass es nicht nur die ZHdK, die HEM und HEAD sind: Die Mechanismen können wir auch an anderen Hochschulen beobachten.

Produktive Verschiebungen, die von den Hochschulleitungen initiiert werden, gibt es, glaube ich, keine oder nur sehr wenige. Je renommierter die Institution, desto weniger Interesse besteht daran. Die Verschiebungen kommen meist von anderswo. Zu Beginn der Studie hatten nur sehr wenige Studierende das Gefühl, sie hätte etwas mit ihnen zu tun. Aktuell sind die Studierenden sehr engagiert. Wie lange das so bleiben wird, ist unklar. Auch bei den Dozierenden gab es am Anfang viel Verweigerung und den Vorwurf, wir würden hier falsche Behauptungen verbreiten. Dann kam jedoch *Black Lives Matter*, *Fridays for Future* und der *Frauenstreik* in der Schweiz. Das hat den öffentlichen Diskurs verändert und auch die Art und Weise, wie innerhalb der Kunsthochschule über die Studienresultate gesprochen wurde.

MRL: Ich finde Deinen Hinweis auf die zeitliche Situiertheit sehr hilfreich. Seit etwa fünf Jahren gibt es innerhalb der Philosophie eine ungleich intensivere Auseinandersetzung mit dem problematischen Erbe der Aufklärung, des Universalismus. Heute wird ganz anders über Rassismus bei Kant und Hegel gesprochen, als es noch während meines Studiums der Fall war. Und diese Intervention kam nicht so sehr aus der Institution selbst, es waren Aktivist:innen, die *Black Lives Matter* reingetragen haben. Sie hatten zum Teil Verbündete unter eher jungen, randständigen Dozierenden. Meine Frage wäre also, ob man über eine kluge Bündnispolitik doch was hinbekommt.

SV: Ich glaube, man muss es probieren, immer weiter probieren – innerhalb und außerhalb der Institution. Was wir hier aktuell tun, uns austauschen und diesen Austausch in eine Publikation zu bringen, ist auch eine politische Strategie. Ich bin dafür sehr dankbar, weil genau das mein Gewicht in der Institution erhöhen wird. Wichtig ist außerdem, unser Wissen strategisch einzusetzen, überall wo wir können, und unsere Stärken und Privilegien in diesem Spiel einsetzen, um Räume zu schaffen. Aktuell bin ich sehr engagiert, Räume für andere zu öffnen, die immer noch so klar als die *Anderen* der Institution definiert sind. Es ist keine einfache Aufgabe, aber unbedingt zu tun und voneinander zu lernen. Die exklusiven und ausschließenden Strukturen scheinen das Fundament einer funktionierenden Hochschule zu sein, deshalb stellt sich auch die Frage, wie wir es schaffen, diese möglichst gewaltfrei oder so wenig gewalttätig wie möglich zu halten.

FP: Da möchte ich nachfragen, ob Du eine Prognose für die Zukunft oder eine Beobachtung hast. Wird es vielleicht sogar immer herausfordernder, den Finger in die Wunde zu legen, weil die Strategien der Akteur:innen immer raffinierter werden? Möglicherweise werden Institutionen immer besser darin, diskursiv zu verschleiern, was denn eigentlich getan wird unter diesem Leitmotto von *Diversity*, von Pluralität und Heterogenität. Meine Annahme wäre, dass

Hochschulleitungen immer geschickter darin werden, diese Motive zu unterlaufen, da „inklusiv“ und „divers“ als Selbstbeschreibungen Mainstream geworden sind. – Vielleicht wird also nicht mehr so offen das betrieben, was sich wohl im Bereich der Klassischen Musik noch deutlich zeigen ließ.

SV: Ich denke nicht, dass sie geschickter werden im Navigieren kritischer Begriffe. Wir werden in der Analyse ja auch immer schlauer. In meinem Alltag finde ich es allerdings immer wieder sehr frustrierend, wie massiv der Widerstand ist, wenn es darum geht, Räume zu öffnen. Oftmals auch aus ganz unerwarteten Richtungen. Da habe ich aktuell ein bisschen Sorge: Diese Personen sprechen die gleiche Sprache wie ich, beziehen sich sogar auf *Art.School.Differences*, sie scheinen Verbündete zu sein, aber sie tun etwas völlig anderes.

MRL: Ich hätte auch dazu eine Frage. Ich habe in den vergangenen Jahren immer wieder mal zu Privilegien und Diversität referiert, habe aber den Eindruck, dass das Momentum verloren gegangen ist. Vor fünf Jahren sah das noch anders aus, für den deutschsprachigen Raum. Auch hierzulande wurde die Regenbogenfahne schnell wieder eingerollt, als Trump die Förderung davon abhängig machte, dass die Gleichstellungsmaßnahmen eingestellt wurden. Auch die deutschen Tochterunternehmen sind eingeknickt, haben die Gleichstellungsmaßnahmen von der Homepage genommen, die man erst kurz zuvor draufgestellt hatte. Vor diesem Hintergrund: Ist dieses Öffnen von Räumen, also sich auch angreifbar zeigen, schwieriger geworden in der jüngsten Vergangenheit? Oder gibt es kein Backlash in der Schweiz?

SV: Carmen Mörsch hat oft festgestellt, dass die Schweiz ca. 20 Jahre verspätet sei. Ich glaube, dass das großflächige Öffnen von Räumen in der Schweiz noch nie besonders einfach war und wir deshalb in diesem Sinne auch nicht von einem Backlash sprechen können. Die Schweiz ist sehr konservativ und auch anti-intellektuell geprägt. Es fällt ihr deshalb auch nicht schwer, sich gar nicht erst richtig zu öffnen. Ich würde daher eher von einer Welle sprechen, auf der ich seit ca. 2020 reite und aufgrund derer meine Arbeit und meine Interessen nicht mehr als irrelevant eingeschätzt werden. Aktuell würde ich sagen, flacht die Welle wieder ab. In den erneuten Umstrukturierungen und vor allem massiven Sparmaßnahmen an der ZHdK werden Räume, die zur Thematisierung von Diskriminierungskritik sowie feministisch und post-kolonial informierten Inhalten erst geschaffen wurden, als erstes eingespart.

MRL: Das kenne ich auch von deutschen privaten Hochschulen. Wenn Stellen gestrichen werden, dann geht es um das sogenannte Kerngeschäft. Und das Kerngeschäft sind selten einmal kritische Sozial- oder Kulturwissenschaften.

Wenn man sich intensiv mit Bourdieu auseinandersetzt, wird deutlich, dass er vor Konzepten warnt, die in einen latenten Heroismus abgleiten. Aber wie müssten Strukturen aussehen, die jetzt nicht so etwas Heroisches verlangen? Die wenigsten von uns sind Held:innen. Was Du beschrieben hast, geht weit darüber hinaus, womit man üblicherweise rechnen muss, wenn man ein Forschungsprojekt beginnt. Du hättest wahrscheinlich nie gehaut, dass wir einmal ein Gespräch wie jetzt führen würden. Du könntest das wahrscheinlich nicht einschätzen und ich vermute, dass auch Carmen Mörsch das nicht antizipieren konnte. Also, wie könnte man so eine dringende und brisante Forschung praktizieren, ohne Einzelpersonen so angreifbar zu machen?

SV: Vielen Dank für diese Frage. Was den Kontext und die Bedingungen der Studie betrifft, habe ich keine klare Antwort, außer dass ich weiß, es hätte schlimmer sein können. Das vielfältige Forschungsdesign, die gemeinsame Co-Leitung mit Philippe und die Unterstützung des *International Advisory Board* haben uns unglaublich den Rücken gestärkt. Auch sind wir bereits vor Studienabschluss mit Zwischenresultaten an die wissenschaftliche Öffentlichkeit gelangt, was zu einer Legitimierung beigetragen hat.

Deine Frage nach der Zukunft, wie also Strukturen aussehen müssten, die jetzt nicht so etwas Heroisches verlangen, hilft mir gerade sehr, hier nochmals mein zentrales Anliegen und Engagement zu betonen: *Art.School.Differences* hat mich gelehrt, dass wir, die privilegiert sind, verstehen müssen, was unsere Privilegien sind, und sie gezielt einsetzen. Wir müssen Räume öffnen, um andere an der institutionellen Arbeit teilhaben zu lassen. Mit jedem Tag, an dem ich die bestehenden Strukturen navigiere, um Räume zu öffnen, mit Kolleg:innen arbeite, die in Bezug auf die Norm der Kunsthochschule als die *Anderen* gelten oder ihnen den Rücken freihalte, lerne und verstehe ich, wie groß meine Verantwortung ist (vgl. Casale und Rieger-Ladich in diesem Band). Auch wenn ich mich dafür exponiere und angreifbar mache. Was ich mit *Art.School.Differences* gelernt und erlebt habe, ist etwas, dass viele aufgrund ihrer nicht-Normativität von Beginn an erfahren. Sie entscheiden sich deshalb, nicht an der Institution zu sein. Wären mehr solche Personen in unterschiedlichen Verantwortungsbereichen an der ZHdK, würden sich auch die Strukturen ändern und kein Heroismus wäre notwendig, vielmehr ein Miteinander innerhalb umstrukturierter Räume.

MRL: Jetzt diskutieren wir, wie innerhalb der Wissenschaft mit diesen Ergebnissen umgegangen wird. Das ist ja auch eine schmerzhaft irritierende Selbstbildes. Aber das ist nicht nur eine Aufgabe in der Wissenschaft, das müsste doch auch die Öffentlichkeit interessieren. Wir sprechen immerhin von Hochschuleinrichtungen, die auch über Steuergelder finanziert werden. Es gibt gute Gründe, von Bildung als einem öffentlichen Gut zu sprechen; in gewisser Hinsicht sind

Hochschulen auch rechenschaftspflichtig. Ist denn Euer Projekt in der breiteren Öffentlichkeit auf Interesse gestoßen?

SV: Nein, ist es nicht. Zum Zeitpunkt des Studienabschlusses 2016 haben wir festgestellt, dass wir mit der deutlichen Benennung von Machtverhältnissen und ausschließenden Strukturen als klassistisch, rassistisch, ableistisch und sexistisch für eine größere Öffentlichkeit zu früh waren. Wir haben es versucht. Eine weitere Erfahrung ist, dass das Thema und eine Skandalisierung von Verweigerung zu komplex sind und es, je nach Kontext, den Rechten in die Hände spielen könnte.

FP: Ich fürchte, das ist ein Widerspruch oder ein Spannungsfeld, indem wir uns noch lange bewegen werden. Ich dachte gerade an eine Kollegin aus den USA, mit der ich unlängst bei einer Konferenz sprach. Sie meinte, sie forscht zu Ausschlussmechanismen in Harvard und Yale. Und sie will eigentlich die Ergebnisse nicht veröffentlichen, denn dann füttert sie nur die Trump-Administration mit weiteren Argumenten gegen Harvard. Das sind die Spannungsfelder, in denen wir uns aktuell bewegen. Wie wollen wir unsere Ergebnisse kommunizieren, die wir dann ja auch aus der Hand geben – an einem gewissen Punkt. Wir haben dann keine Kontrolle mehr darüber, was mit ihnen passiert.

MRL: Liebe Sophie – ganz herzlichen Dank für das Gespräch und für Deine offenen Worte.

SV: Ich danke euch sehr für Euer Vertrauen und die unglaublich bereichernde Gelegenheit zum Austausch.

Literatur

- Ahmed, Sara et al. (2006): *Race, Diversity and Leadership in the Learning and Skills Sector* [Final Report]. Lancaster.
- Burke, Penny Jane/McManus, Jackie (2009): *Art for a Few. Exclusion and misrecognition in art and design higher education admissions*. London: National Arts Learning Network.
- Rothmüller, Barbara (2010): *BewerberInnen-Befragung am Institut für bildende Kunst 2009*. Endbericht im Auftrag der Akademie der bildenden Künste, Arbeitsgruppe Antidiskriminierung. Wien: Akademie der bildenden Künste.
- Saner, Philippe/Vögele, Sophie/Vessely, Pauline (2016): *Schlussbericht Art.School.Differences. Researching Inequalities and Normativities in the Field of Higher Art Education*. Zurich: Institute for Art Education unterstützt durch HEAD – Genève, HEM – Genève, ZHdK und SBFI. Online unter: blog.zhdk.ch/artschooldifferences/schlussbericht/ (Abfrage: 30.09.2025).

Einschlüsse/Ausschlüsse.

Melvin D. Williams' „Ethnographie eines anthropologischen Instituts“ als dichte Beschreibung sozialer Prozesse in der Wissenschaft – oder: Lässt sich die Mikrophysik der Wissenschaft besser in fiktionalen Texten reflektieren?

Thomas Etzemüller

Ich habe noch nie systematisch bibliografiert, sondern mich stets auf den Zufall verlassen, auf das Schneeballsystem. So bin ich vor Jahren in einer Fußnote auf Melvin D. Williams' dichte Beschreibung eines anthropologischen Instituts an der fiktionalen Universität Piltdown (d. i. Pittsburgh) gestoßen. Die erste Auflage ist 1993 im Selbstverlag erschienen, neun Jahre darauf folgte eine Neuauflage und nun reguläre Verlagspublikation. Jetzt hieß die Universität „Pillar“, die Namen der Beteiligten wurden anders pseudonymisiert (Williams 1993; 2002). Das Buch ist in Deutschland in einer einzigen Universitätsbibliothek zu bekommen; abgesehen von der erwähnten Fußnote habe ich es sonst nirgendwo zitiert gesehen. Meine Frage an Williams, ob sein Buch in den USA wahrgenommen oder übersehen worden sei, beantwortete er mit einem sehr schmallippigen „The latter I am sorry to report“.¹ Lohnt es sich, auf ein Buch einzugehen, das die wissenschaftliche Rezeption offenbar weitgehend ignoriert, mit dessen Zitation man also keinerlei Reputationsgewinn einfahren kann?²

Williams interessierte sich für „the obsessions of producing and reproducing social inferiority among themselves“ (Williams 1993, S. 211). Gegenseitig, so Williams, erzeugten Wissenschaftler ein Gefühl der Unterlegenheit, das den Wettstreit befeuert – allerdings keinen inhaltlichen als vielmehr einen eher verzweifelten um Aufstieg, Sicherheit und die Wahrung des stets bedrohten Erreichten. Aber: „[M]oney, prestige, recognition, success, fame, status, material possessions and even power do not ‚make you free““ (S. 201). Selbst der mächtige Star des Instituts, der „Gigant“ Bigbabb „had constant doubts and fears. He worked and worked to keep out the wolf“ (S. 198). Teils stimulierte, teils lähmte dieses Regime der Angst die wissenschaftliche Produktivität. Am Institut wurden nicht unbedingt die Besten, sondern potenzielle Verbündete in Machtkämpfen angestellt. Wer sich in diesem Milieu nicht behaupten konnte, wurde aussortiert: vielversprechende

1 Mail vom 12.11.2025. Ich stütze mich im Folgenden auf die Erstauflage.

2 Was eine Form akademischer Exklusion darstellt.